

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Erey.

[7]

(Fortsetzung.)

„Mein lieber Franz,“ redete die Tante ihn an und freute sich über die frischen Farben seines männlich hübschen Gesichts, „ich habe heute Deine Lieblingsmahlzeit gekocht.“

„Du bist gut und süß,“ versetzte Wellhoff, „so viel Liebe bin ich gar nicht wert.“

Er setzte sich mit ihr an den Tisch und sie aßen. Wieder studierte er, so oft es unbemerkt geschehen konnte, das klassisch geschnittene Gesicht der guten Dame, die seiner Erziehung ihre Jugend geopfert und wieder bewunderte er die Farbe ihres Haares.

Sie bemerkte es zuletzt und wurde unruhig.

„Ich weiß nicht, wie Du auf einmal geworden bist,“ klagte sie ihn an, „Dein Benehmen ist so seltsam. Du fixierst mich auf eine Art, die mich so fremd anmutet.“

„Aber Herzenstante, warum soll ich Dich denn nicht bewundern dürfen? Du glaubst nicht, wie stolz ich auf Dich bin. Erst jetzt bekomme ich einen Begriff von dem, was Du für mich hingegeben. Ob ich das jemals gut machen kann?“

Er blickte sie dankbar und zärtlich an. Sie war sofort wieder mit ihm versöhnt.

„Die Jahre gingen dahin wie in einem Traum,“ sagte sie und sann nach, „es ist immer dieselbe Sonne, die des Morgens ein paar Minuten uns durchs Fenster scheint und dabei muß man sich wirklich besinnen, ob es auch wahr ist, ob schon soviele Jahre dahin gegangen. Es ergreift mich immer eine Unruhe, wenn ich sehe, wie groß Du bereits geworden bist, Franz. Ich habe Dir heute durch das Fenster nachgesehen, als Du ins Bureau gingst, die Mädchen blicken sich schon nach Dir um.“

Sie hatte bei diesen Worten einen schelmischen Zug um den Mund, der zuletzt einem gewissen, wehmütigem Ausdruck Platz machen mußte.



Zum 70. Geburtstage
Kaiser Franz Josefs von Oesterreich.

Wellhoff dachte an Julie und wurde dunkelrot.

„Es nützt nichts,“ fuhr sie fort, „sich dagegen sträuben zu wollen, das Leben ist einmal so, ich muß mich mit der Thatsache vertraut machen, daß Du ein Mann geworden bist. Natürlich treten da auch wieder andre Verpflichtungen an mich heran.“

„Welche?“ fragte Wellhoff, ohne von seinem Teller aufzusehen, „ich bin wirklich neugierig.“

„Das findet sich erst nach und nach, von Fall zu Fall,“ versetzte sie, „vorläufig mußt Du es Dir abgewöhnen, mich mit andern Augen anzusehen wie früher, das berührt mich seltsam. Es hat sich zwischen uns nichts geändert. Ich bin inzwischen vierundvierzig geworden.“

Wellhoff ließ hier die Gabel fallen und starrte seine Tante an. Sofort aber griff er die Gabel wieder auf, schämte sich seiner dummen Gedanken und flüsterte sich zu, daß sie ja nie verheiratet war und mithin keinen Sohn haben könnte.

„Was hast Du denn schon wieder,“ fragte sie ihn.

Wellhoff lachte gerade hinaus, denn er amüsierte sich über seine unhaltbaren Ideen.

„Mir fiel da eben etwas ein, es ist eigentlich nichts,“ erklärte er, „aber weil Du so vom Alter sprichst, da komme ich mir auch alt vor.“

Sie senkte betrübt das Haupt zur Seite, denn sie fühlte, daß er ihr das verheimliche, was ihn zum lachen brachte. Zärtlich ergriff Franz ihre Hand und bat sie, nicht traurig zu sein, er werde sich diese Unarten schon abgewöhnen.

Er sprach wieder wie ein Kind und das rührte sie.

„Es liegt an mir, lieber Franz,“ plauderte sie nun, „weil es mir so schwer fällt, einzusehen, daß Du nun die Welt mit ganz

andern Augen ansehen mußt, — Deinem Alter nach. — Wenn ich einmal tot bin, so fallen Dir die wenigen Habseligkeiten zu, die ich hinterlasse: wirst Du sie denn auch wert halten?"

„Aber Tante!"

„Ich besitze manches," fuhr sie geheimnisvoll fort, „was Du noch nie gesehen hast und nach und nach will ich Dir dies und das aushändigen, so lange ich noch am Leben bin."

„Ich will ja nichts haben, nur Dich!"

Man sah, wie sie mit einem Entschluß rang. Nun erhob sie sich und beugte sich über die Lehne ihres Stuhls zu ihrem Franz nieder.

„Weil Du heute früh meintest, daß auch ich einmal hübsch gewesen sei, sollst Du mein Bild aus der alten Zeit sehen. Denke nicht, daß es Eitelkeit wäre, du lieber Himmel, wie käme ich dazu? Aber Du könntest nach meinem Tode das Bild finden und nicht wissen, wen es vorstellen soll. Leicht war es mir nicht, mich zu dem Entschluß durchzuringen, Dir das Bild zu zeigen. Du willst es doch sehen, Franz?"

„Ich bitte darum, Tante, schon längst hättest Du mir das zeigen sollen."

Sie lächelte einen Moment sinnend vor sich hin und ein mattes Rot bedeckte für einen Augenblick ihre Wangen.

„Ich schenke Dir das Bild, Du kannst es in Deiner Kammer an die Wand hängen, aber sage niemand, daß ich es bin."

Sie trat an den Schrank, öffnete diesen und nahm eine uralte Hutschachtel heraus. Mit einiger Mühe hob sie den Deckel ab und nahm ein kleines, gemaltes Bildchen hervor. Dasselbe besaß einen runden, dünnen Goldrahmen.

Franz stand schon hinter ihr und empfing das Bild aus ihrer bebenden Hand. Es stellte eine junge Dame von hinreißender Schönheit dar.

Mit einem Ruf des Entzückens starrte Wellhoff auf das Bid und war wie verzaubert.

„Wie schön warst Du damals, Tante." rief er aus, „und wie reich mußt Du gewesen sein, denn Du trugst Brillanten und auch Perlen!"

Als Wellhoff sich wieder nach der Tante umwandte, stand sie hinter ihm und hatte Thränen in den Augen. — — — — — —

Franz hatte sich verabschiedet, um angeblich wieder aufs Bureau zu gehen.

„Du hast doch nicht etwa das Bild in der Tasche?" fragte sie ihn und beugte sich über das Treppengeländer, denn Wellhoff war schon auf dem dritten Treppenflur angelangt.

„Aber selbstverständlich," gab er von unten herauf zurück, „ich lasse das Bild nun nicht mehr aus den Fingern und trage es wie einen Talisman immer bei mir!"

Sie wollte ihre Bedenken erheben, aber da stürmte er schon unten weiter und so zog sie sich zurück. „Ich weiß nicht, ob es nicht doch noch zu früh war," fragte sie sich und schloß hinter sich die Flurthür, „Franz ist immer noch zu viel Kind, ich hätte warten müssen, bis er gereifter ist."

Wellhoff war inzwischen unten auf der Straße angelangt. Er war aufgeregt, sein Gesicht war rot. Daß die alte Tante einmal bessere Tage gesehen, ja, daß sie Diamanten und Perlen getragen, erfüllte ihn mit Stolz. Von seinen Eltern hatte sie ihm immer nur unklare Mitteilungen gemacht und mit den Jahren hatte er sich daran gewöhnt, überhaupt nicht mehr nach ihnen zu fragen. Die Tante war ihm ja alles, Vater und Mutter. Mehr gebrauchte er nicht. Auf seinem Geburtsschein, den er hin und wieder gebraucht, stand zu lesen, daß er der Sohn des Kalkulators Wellhoff aus H. sei. Eine Vorstellung konnte sich Wellhoff mit dem besten Willen nicht machen. Du lieber Gott, er war ja schon so lange tot, als er beinahe alt war. Und dann sprach die Tante nie von diesem Vater, noch weniger von seiner frühverstorbenen Mutter und so kam es denn, daß er sich daran gewöhnt hatte, kaum an diese zurück zu denken.

Nun aber stieg das Verlangen um so lebhafter in ihm auf, näheres über seine Eltern zu erfahren. Dieses Verlangen hatte er heute stürmisch der guten Tante gegenüber geäußert, — und das war es, was dieser nun Sorge machte.

Wie immer, wollte Wellhoff geschäftig durch die Straßen eilen, als erwarteten ihn tausend Geschäfte auf dem Bureau des Notars, als eine elegante Kutsche in die Gasse hereinfuhr und durch ihr Erscheinen hier Aufsehen erregte, so daß die Leute unter den Fenstern und Hausthüren erschienen.

Auch Wellhoff blickte neugierig dem Wagen nach. Jetzt kam ihm das Gefährt bekannt vor und wie ein Schreck fuhr es ihm durch die Glieder, als er nun sah, daß der Wagen vor dem schmalen Hause hielt, in welchem er mit seiner Tante seit weit über zwanzig Jahren wohnte.

„Die Kutsche des Notars," rief er sich zu und eilte wieder zurück, um es zu verhüten, daß irgend jemand aus dem Hause des Chefs mit seiner Tante in Berührung komme.

Noch ehe Wellhoff den Wagen erreicht, öffnete sich der Schlag und ein junger Herr stieg aus — es war Paul van Steen.

Heiß zog es durch die Brust Wellhoffs, als er den jungen Kapholländer vor sich sah. Lebhaft stand ihm der Moment vor den Augen, als dieser seine breite Hand auf die Schulter Julies legte und wieder kam sein Blut in Wallung und wieder fühlte er, daß er in solchen Situationen nicht Herr über sich selber sei.

Daß Steen gekommen war, ihn aufzusuchen, war klar, aber nun wußte er nicht, wie er sich diesem gegenüber verhalten sollte. Am liebsten wäre er seine Wege gegangen, denn was geht ihn der Mensch an, aber er mußte unter allen Umständen verhüten, daß dieser die Bekanntschaft seiner Tante machte, denn sonst müßte diese es zur Unzeit erfahren, daß er stellenlos sei.

Steen blickte bedenklich das alte, angeräucherte Gebäude an und wollte gerade in den Hausflur treten, als Wellhoff vor ihm erschien.

„Ich vermute, Sie haben mir einen Besuch zugedacht," sagte Wellhoff kühl und zurückhaltend.

Freudig zuckte es über das Gesicht des reichen, jungen Mannes, und sofort streckte er Wellhoff beide Hände entgegen.

„Da sind Sie ja, mein lieber Wellhoff," begann dieser, „ja, da Sie nicht kommen, muß ich zu Ihnen kommen. Ich weiß wirklich nicht recht, was ich denken soll? — Sie schicken mir das Geld ohne jede Erklärung zurück und lassen sich überhaupt auch bei dem Onkel nicht sehen?"

Wellhoff ging auf den warmen, freundschaftlichen Ton des jungen Mannes nicht ein, sondern zuckte die Schultern, wobei er es vermied, ihm ins Gesicht zu sehen.

„Es ist schwer für mich, gerade Ihnen Erklärungen für mein Verhalten abzugeben," warf er ein und ärgerte sich, daß man ihn nicht in Ruhe lassen wollte, „Sie können indessen sich versichert halten, daß ich ganz genau weiß, was ich thue."

„Für mich ist aber damit die Sache noch lange nicht abgemacht," gab Steen zurück, „Sie sind ein Mensch, Wellhoff, den man so leicht nicht aufgiebt. — Wenn ich wüßte, was sich zwischen uns gedrängt hat? — Ich wollte Ihnen schreiben, aber Julie drängte mich, Sie selber aufzusuchen und das ist offenbar auch das richtigere."

„Ich kann die Rolle nicht spielen, die man mir zugeteilt," platzte Wellhoff heraus, „es ist mir ganz unmöglich gemacht, den Verkehr mit ihnen fortzusetzen."

„Ja, warum denn? — Habe ich Sie beleidigt?"

Um sich zu rechtfertigen, stand nun Wellhoff vor der Gefahr, Julie irgendwie bloszustellen. Aber dazu war er eine viel zu vornehme Natur.

„Ich habe gegen Sie so gut wie nichts, Herr van Steen, und was mich zwingt, so zu handeln, wie ich handele, kann ich Ihnen nicht sagen. Das Haus des Herrn Doktor Brotmann betrete ich nicht wieder."

Steen sah jetzt, daß man ihn und Wellhoff von allen Seiten beobachtete, was ihm lästig war.

„Kommen Sie mit mir, Wellhoff, es ist wichtig, daß wir uns an einem Ort aussprechen, an dem wir nicht gestört werden. Ich hatte große Hoffnungen auf Sie gesetzt und bin nicht der Mensch, der eine Hoffnung so leicht aufgiebt."

Er nahm hier Wellhoff trotz dessen Kälte an der Hand und führte diesen nach der Wagenthür.

„Meine Zeit erlaubt das nicht," sagte er zu Steen, „Sie wissen ja, daß ich ein Mann bin, der auf Verdienst angewiesen ist."

„Eine Stunde müssen Sie mir schon opfern, — den verloren gegangenen Verdienst will ich Ihnen herzlich gern ersetzen. Steigen Sie ein."

Wellhoff stieg ein, mehr, um von hier fortzukommen, als um dem Holländer seinen Willen zu thun.

„Fahren Sie nach den Anlagen hinaus zu Pätzold," rief van Steen dem Kutscher zu und nahm neben Wellhoff im Wagen Platz.

Rein ungenießbar saß der ehemalige Aktuar neben dem jungen Herrn, der offenbar um seine Freundschaft buhlte. Er dachte an Julie und begriff nicht, wie sie ihn in eine Lage abermals locken konnte, die für ihn zum verzweifeln war. Dann fragte er sich, ob Steen eine Ahnung habe, in welchem Verhältnis er zu seiner zukünftigen Braut stand? Daraufhin sah er diesen nun aufmerksam an und wieder gestand er sich, daß es ganz unmöglich für ihn sei, mit ihm zu verkehren.

Ein paar gleichgiltige Fragen wurden von beiden Seiten gestellt und ebenso beantwortet. Es war nicht abzusehen, wie eine, die Sache, die zwischen ihnen stand, treffende Unterhaltung in Fluß kommen sollte.

Sie gelangten vor die Stadt und fuhren in die Anlagen hinein. Das Etablissement von Pätzold war bald erreicht und hier hielt der Wagen still.

„Wir werden hier ein Glas Sekt trinken, Herr Wellhoff," sagte van Steen, „falls es Ihnen angenehm ist?"

Ein Verdacht stieg jetzt in Wellhoff auf. Er befürchtete, daß Notar Brokmann und seine Frau nebst Tochter hier sein könnten.

„Ist der Herr Doktor Brokmann hier?" fragte er rasch.

Van Steen schüttelte den Kof.

„Wir sind heute allein," antwortete dieser und stieg mit Wellhoff aus. Der Kutscher erhielt den Auftrag, mit dem Gefährt in der Nähe zu bleiben und nun nahm Steen Wellhoff am Arm und betrat den terrassenförmigen Restaurationsgarten.

Aber sofort wurde er bitter ernst, wenn er an seine Tante dachte und — an seine Stellungslosigkeit.

Noch besaß Wellhoff jenen goldenen Leichtsinn nicht, der ihn auf den Flügeln einer bewunderungswerten Zuversicht, des blinden Glaubens an seinen Erfolg über den Abgrund hinweg trägt, den er dicht vor seinen Augen sich öffnen sieht.

Aber auch van Steen war nicht rosig gestimmt, planlos starrte er in die Ferne und sein etwas breites Gesicht war wieder in

mit meiner gegenwärtigen Beschäftigung eine guten Griff gethan habe oder nicht."

„Dadurch, daß Sie sich von mir zurückzogen," klagte ihn jetzt van Steen an, „bin ich ohne Freund, ohne Rat und Hilfe. — Als Onkel Brokmann von Ihnen zuerst sprach und Sie mir zuführte, kam mir die Sache recht unangenehm vor, aber nachher, als ich Sie wirklich kennen gelernt, lagen die Dinge für mich anders."

Unwillkürlich rückte Wellhoff dem Kapholländer näher. Es lag etwas in dem Ton,



Die Habsburg bei Brugg in der Schweiz, der Stammsitz des österreichischen Kaiserhauses.

In einem trauten Winkel des Gartens fanden sie einen unbesetzten Tisch und ließen sich nieder. Bald stand eine Flasche Sekt im Eiskübel vor ihnen. Von diesem Punkt aus konnte man eine hübsche Fernsicht genießen. Der irisierende Spiegel des weißen Sees blitzte von dort unten aus dem Grün hervor. Dort war Wellhoff der erste Gedanke zu seinem Unternehmen gekommen, dem er sich mit Leib und Seele ergeben.

Er lächelte über sich selbst bei dem Gedanken daran, daß er jetzt auf Gottes weiter Welt keine andre Aufgabe mehr habe, als einem unzugänglichen gräflichen Herrn die verschollene Frau und den Sohn zu suchen!

Schwermut getaucht. Er füllte die Gläser und stieß mit Wellhoff an, der in seinem Leben zum erstenmal ein Glas Champagner an die Lippen führte.

Der herrliche Trank elektrisierte ihn förmlich. Er leerte das Glas in einem Zuge und blickte fast versöhnt zu Steen auf.

„Welcher Aufgabe widmen Sie sich jetzt?" begann van Steen und füllte Wellhoff sofort wieder das Glas, „ich frage nicht aus Neugierde, sondern nur aus dem Grunde, weil ich mich für alles interessiere, was Sie angeht."

„Darüber ein andermal," wich Wellhoff aus, „es wird sich ja zeigen müssen, ob ich

in dem er sprach, das ihn ungemein symathisch berührte. Dazu kam, daß ihn der köstliche Wein schon anzuregen begann und Geister in ihm weckte, die er bis jetzt selber noch nicht gekannt.

„Der Rat eines bezahlten Freundes, der unter solchen Umständen an Ihre Seite gepflanzt wurde, dürfte doch wahrlich kaum viel wert sein," warf er hin.

„Das kommt doch darauf an!" entgegnete Steen, „glauben Sie, ich habe kein Urteilsvermögen? — Ich fühle recht gut, was Sie mir sein könnten, wenn Sie nur wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Zu unsern Bildern.

Zum siebzigsten Geburtstag Kaiser Franz Josefs. (Seite 25 und 27.) Die Parteien schweigen, wie ein Gottesfrieden zieht es durchs Reich, die Glocken läuten ihn feierlich an, den siebzigsten Geburtstag Kaiser Franz Josefs von Oesterreich!

Wie schön und wie üppig mit allen Schätzen der Natur und allen Herrlichkeiten eingeborener Kunst geschmückt sind die Lande, über die das Szepter des Habsburger Stammes waltet!

Vom Erzgebirge bis zur blauen Adria, an deren Küsten die Riesenpaläste der Römer noch prangen, vom Untersberg, in dessen Tiefen der Sage nach Kaiser Karl der Große der Wiederaufrichtung seines Riesenreiches harrt, bis zu den Schluchten des Rasanpasses, dem alten Kolchis, wo der Drache das goldene Vließ behütet, da flammen Oesterreichs Herzen auf an seines Kaisers Jubeltag. Und wie das klingt und singt im Donauthal, der Heimat Mozarts, Haydns, Schuberts, der Künstlerheimat Beethovens und Brahms', bis in die Thäler der Alpen mit ihren frischen Liedern, bis in die Niederungen Ungarns mit seinen überschäumenden Czardasklängen! Dieses herrliche und gesegnete Reich blickt heute dankbar zu seinem Herrscher auf, mit dem es sich eins weiß, in guten und in schweren Zeiten!

Was ein herbes Geschick dem starken, nach dem Höchsten und Edelsten ringenden Manne nur immer bieten kann, Franz Josef ist es zu teil geworden und nur darin finden wir einen Trost, daß Gott dem Starken viel zu tragen giebt. Nein, sprechen wir heute nicht von den düstern Schatten, die über den Grüften liegen, nicht von den Mörderhänden, die heimtückisch das edelste Mutterherz Oesterreichs durchbohrt, sondern wenden wir uns nur mit freudigem Blick dem Herrscher zu, der dasteht in der Tragödie des Lebens, wie ein Fels, an dem die Wogen sich brechen, im Herzen Quellenbrausen!

Kaiser Franz Josef, 1830 geboren, bestieg 1848 den Thron Oesterreichs. Welche Welten voll Ereignissen sind an dem Kaiser seitdem vorübergerauscht. Wir aber fassen alle unsre Gefühle in dem Wunsch zusammen: „Gott segne unsern treuen Verbündeten, den Kaiser Franz Josef von Oesterreich!“

Wir wollen es bei diesem Jubiläum nicht versäumen, unsern Lesern das uralte Stammschloß des österreichischen Kaiserhauses, die Habsburg, im Bilde vorzuführen. In dem Schweizer Canton Aargau, über dem Aarthal, zwischen Aargau und Brugg, 528 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, steht die ehrwürdige Burgruine, aus der ein Rudolf von Habsburg hervorgegangen, gleichsam als Wahrzeichen der Jubelfeier des Kaisers. Ein mächtiges Geschlecht ist aus diesen alten verwitterten, sagenumwobenen Mauern hervorgegangen, das in seinen verschiedenen Linien mehrere Jahrhunderte hindurch die halbe Welt beherrschte.

Ernst und Scherz.

Als der König von Schweden, Karl Johann, einmal durch sein Land fuhr, begegnete ihm der Bauer Ole Hemdahl und dieser drückte ihm so kräftig die Hand, daß der König aufschrie. „Ja,“ sagte da Hemdahl, „was wir einmal haben, das halten wir fest!“

Sie giebt mehr für das Geld. In einem Wohlthätigkeitskonzert soll zum Besten der Armen ein Kuß der gefeierten und bezaubernd schönen Sängerin L. versteigert werden. Ein Graf bietet hundert Mark zum Ersten für einen Kuß. „Hundert Mark für einen Kuß,“ ruft darauf der Versteigerer aus, „wer bietet mehr?“ Da erhebt sich unter dem Publikum die sehr korpulente Frau Bankier Buß, sieht den schönen jungen Grafen zärtlich an und erklärt laut in den Saal hinein: „Ich biete mehr, — gebe schon zehn Küsse für fünfzig Mark!“

Vexierbild.



„Jessas, jetzt hat der Handwerksbursch' sein Felleisen liegen lassen und ist fort! Wo mag der jetzt sein?“

(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Spund: Denkt Euch, Freunde, was ich heute Nacht für ein Glück hatte. Ich lag im Bett und träumte, daß ich zwanzig Krüge Bier getrunken hätte. Als es aber ans Zahlen ging — da wachte ich schnell auf.

Die gute Quelle. Man fragte sich umsonst, wie die Rentiere Muffer es möglich machen konnte, alle Familiengeheimnisse in der ganzen Stadt so erschreckend genau zu kennen? — Sie mietete immer nur Dienstboten, die mindestens zehn Dienststellen im Jahre gehabt haben und fragte diese aus.

„Lieber Friedrich, wir haben uns früher nie so recht verstanden, ja wir haben uns sogar bekämpft, denn Du warst mir ein unerträglicher Mensch, jetzt aber bin ich vollkommen mit Dir versöhnt.“ — „Wie meinst Du das?“ — „Ich bin in dem Augenblick gerächt gewesen, in dem Du Deine Frau geheiratet. Einen ehemaligen Freund, den ich bemitleiden muß, kann ich nicht hassen.“

Prämiiert. „Wollen Sie den abscheulichen Köter zurückrufen, zerreißt er mir die Kleider, dann komme ich ihm mit dem Stock!“ — „Was, Köter nennen Sie meinen Hund? Lassen Sie sich zuerst dreimal prämiieren, wie das mein Hund mit Stolz von sich sagen kann — dann erst können Sie mitreden.

Den Unglücklichen, die auf lange Zeit ans Krankenlager gefesselt sind, verschafft die fortschreitende Entwicklung der Hygiene immer mehr Einfluß auf die Ausgestaltung der Krankenpflege. So steckte man früher einen Patienten, der z. B. am Star operiert worden war, in einem stockfinstern Zimmer ins Bett und war ängstlich bemüht, ja keinen Lichtstrahl ins Zimmer dringen zu lassen, und dazu verordnete man dem Eingekerkerten auch noch flüssige Diät. Die trostlose Finsternis, die jeden Unterschied zwischen Tag und Nacht aufhob, hatte nur zu oft Gemütsalterationen zur Folge, und zeitigte zuweilen verhängnisvolle Nachkrankheiten. Die moderne Augenheilkunde räumt nun auch mit diesem Verhalten der Krankenpflege auf und das bedeutet für viele Unglückliche eine Erlösung. In einer der letzten Sitzungen der medizinischen Gesellschaft stellte Dr. Gutmann mehrere Patienten vor, die er vor den Qualen der Dunkelkammer und ihren Folgen bewahrt hatte. Die Fenster werden nicht mehr geschlossen, sondern es wird nur ein gedämpftes Licht hergestellt und mit dem Rücken am offenen Fenster sitzend, wird der Patient operiert. Schon am zweiten Tag nach dem operativen Eingriff darf der Patient das Bett verlassen und bekommt feste, kräftige Nahrung. Nach diesem Verfahren fühlen sich die Kranken wohl und behaglich und gestaltet sich der Verlauf des Heilprozesses sicherer und kürzer.

Gedankensplitter. Es wäre eine Freude zu leben, wenn jeder nur die Hälfte von dem thun wollte, was er von andern verlangt.

Zahlenbuchstabenrätsel.

1	2	5	6	7	5						Dichter,
2	5	8	6	5	9	9	5	10	11	7	Staat,
3	5	7	9	5	9						Volksbildner,
4	12	13	6	5							italienischer Dichter.

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein Metall, die Endbuchstaben den Stolz eines jeden Mannes.

Rätsel.

Du trägst es an Dir Tag für Tag,
Daß jedermann es deutlich sieht,
Doch sorgt man sich, was werden mag,
Wenn es von Heeresmacht geschieht

Scharade.

Die Erste dient zu sicherm Throne
Der Zweiten stets für ihre Krone,
Doch in der Fürsten Ruhmesglanze
Ist von besonderm Wert das Ganze.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rebus: **Kaum gedacht, wird der Lust ein End' gemacht**; der Knackmandel: **Billard**; des Krebsworträtsels: **Leben Nebel.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.